

Sehr geehrte Damen und Herren, meine lieben Tögingerinnen und Töginger!

Wann ist ein Töginger ein Töginger? Haben Sie sich das schon einmal überlegt? Mich treibt diese Frage um, seit ich mich mit dem Töginger Stadtbuch beschäftigen durfte. Mein kleines, aber durchaus manifestes Identitätsproblem lässt sich mit dem abgewandelten Titel eines Buches von Richard David Precht auf den Punkt bringen: Wer bin ich und wenn ja, wie viel Töginger?

Vor genau zehn Jahren, fast auf den Tag genau, sind wir vier Neumaiers hergezogen. Meine Frau stammt genauso aus dem Rupertiwinkel wie ich, sie ist Fridolfingerin, ich bin Kulbinger, auch wenn sie längst nicht mehr in Fridolfing lebt und ich nicht mehr in Kulbing. Vielleicht bleibt man das, wo man herkommt, wo man seine Wurzeln hat und somit seine Heimat. Seine ursprüngliche Heimat. Wir waren längere Zeit in Regensburg und in München, doch das waren Zwischenstationen im Leben, temporäre Aufenthalte. Heimaten auf Zeit, wenn man so will. Aber gibt es so etwas – eine Heimat auf Zeit? Ist Heimat nicht etwas Einmaliges und Endgültiges?

Veranstalter des heutigen Abends ist der Heimatbund. Gegenstand des feierlichen Anlasses ist unser aller Töginger Heimatbuch, das heute präsentiert wird. Und der Untertitel dieses Heimatbuches lautet „Heimat im Wandel“. Es ehrt mich, dass ich dazu den Festvortrag halten darf, obwohl ich mir nicht sicher sein kann, ob ich als echter Töginger durchgehe und mancher von Ihnen mich vielleicht für einen heimatlosen Gesellen hält.

Weil so viel Heimat im Spiel ist, will ich im ersten Teil meiner Ausführungen Überlegungen anstellen, was Heimat ist und ich verspreche Ihnen, dass es nicht allzu wissenschaftlich wird und dass der Springerwirt öfter vorkommt als der Philosoph Martin Heidegger, der davon ausging, dass der Mensch ohne seinen Willen und sein Zutun in eine fremde Welt geworfen wird, wobei ihm dieser Umstand eine spezifisch menschliche Autonomie ebenso verschafft wie eine „exzentrische Positionalität“. Was wiederum dem Grundsatz „Dahoam is oiwei scho do“, den zweifellos der Großteil der Stammbesetzung vom Springerwirt präferiert, keineswegs widerspricht.

Früher, vor ein paar Jahrhunderten, hatte der Begriff Heimat eine rechtliche Qualität: Wo man herkam, dorthin konnte man zurückkehren und man hatte einen Anspruch auf die lebensnotwendigste Versorgung. Unsere Wurzeln verlieren wir erst mit unserem Tod, und wenn wir sie schon vorher einbüßen, behalten wir sie als Phantomwurzeln. Wenn ich für mich spreche, hoffe ich erst mal noch ein paar Jahre leben zu dürfen, in Töging. Aber bin ich deshalb ein Töginger? Und wenn ja wie viel Töginger?

Zehn Jahre sind zehn Jahre. Vielleicht ist man Töginger, wenn man auf ein solches Jubiläum verweisen kann. Oder ist man Töginger, wenn man beim Springerwirt seine hundertste Halbe Bier bestellt? Oder sein 50. Schaschlik? Oder wenn man am Samstagnachmittag gleich nach dem Ergebnis des schon in der Kulbinger Kindheit lieb gewonnenen TSV 1860 das Ergebnis des Auswärtsspiels vom FC Töging nachschaut und die Heimspiele live verfolgt, sooft es die Zeit erlaubt? Oder ist man Töginger, wenn man die Namen aller Wirte, Pfarrer, Stadträte und Bademeister aus dem Freibad kennt? Vielleicht ist man schon Töginger, wenn man nur hier wohnt!

Oder ist man Töginger, wenn man sich als Töginger fühlt? Denn das setzt ja voraus, dass man sich hier wohlfühlt. Dass man sich hier z u g e h ö r i g fühlt.

Es gibt Orte in Bayern, da halten einen die Einheimischen für völlig übergeschnappt, wenn man sich ein paar Jahre nach der Ansiedlung als einer von ihnen bezeichnet. Siehe Oberammergau, wo nur Einheimische bei der Passion mitspielen dürfen. Siehe Gaißach im Isarwinkel, wo den Menschen nachgesagt wird, dass sie wider alle Hygiene noch schafwollene Strickunterhosen unter der Lederhose tragen. Dort bleiben Zuagroaste ihr Leben lang Zuagroaste.

Wie ich schon einmal im Alt-Neuöttinger Anzeiger berichtet habe, bin ich nach Töging gezogen, weil mich das Schaschlik beim Springerwirt überwältigt hat. Das stimmt wirklich. Es stimmt aber auch, dass Töging günstig für uns lag, wegen der Verkehrsanbindung vor allem. Wer uns deswegen als Zufallstöginger bezeichnet, liegt vielleicht nicht ganz falsch. Aber kann man als Zufallstöginger nicht gleichzeitig echter Töginger sein?

Wenn ich das Stadtbuch lese, sind die Zufallstöginger, die das Schicksal – welches auch immer – nach Töging verschlagen hat, alles andere als eine kleine Minderheit. Allerdings würde ich mich jetzt auch nicht so weit aus dem Fenster lehnen, dass ich sage: Wenn man ein richtiger, ein typischer Töginger ist, muss man hierhergezogen sein. Dann wäre ja der Springerwirt, der in der Ludwig-der-Bayer-Straße zur Welt kam und aufwuchs, nur ein untypischer Töginger. Schmarrn!

Unsere Tochter ging vor zehn Jahren in den damals noch städtischen Kindergarten, wo sich manche Mütter beim Abholen auf Russisch unterhielten – so bekam Töging für mich als Tschaikowsky- und Tschechow-Liebhaber einen zauberhaften Klang. Wir lernten als erstes unsere Nachbarn kennen, die allseits bekannten Weingartners, die schon immer hier gelebt hatten und zweifellos richtige Töginger waren, durch ihr Engagement in der Kirche auch noch exponierte Töginger, praktisch Galionstöginger. Neben uns in der Eckehartstraße wohnten noch die Mandls, auch richtige Töginger.

Dann erweiterte sich der Bekanntenkreis in die Stifterstraße zu den Mosers, die Frau (Edith) aus Winhöring, der Mann (Anderl) aus Garching, dann die Grabmaiers, sie, die Rosi, eine Marktlbergerin, er, der Hans, ein Peracher, aber als *Feuerwehrhüptling* einer der wichtigsten Töginger überhaupt. Ich lernte beim Fischen den Angerfranz kennen, den Glaser aus der Aventinstraße, als Kind kriegsbedingt aus Karlsbad geflohen. Im Fasching 2010 wurden die Haserers unsere Freunde, sie eine Mühldorf-affine Tögingerin aus der Siedlung, er aus Mühldorf. (Es war der Kinderfasching der Kolpingfamilie, eine spektakuläre Veranstaltung mit dem Kolpingbruder Weingartner als Einheizer. Wolfgang Haserer war als Elvis Presley verkleidet.)

Ich spare Ihnen eine vollständige Auflistung, wann und wo und in welchem Zustand wir welche Töginger kennenlernten, und beschränke mich auf unvollständige Reminiszenzen. Aber die braucht es, damit ich Ihnen die Botschaft vermitteln kann, die das Besondere an dieser Stadt und in der Konsequenz am Heimatbuch ausmacht, das wir heute vorstellen.

Weil der Heimatbund der Herausgeber ist und weil der Untertitel „Heimat im Wandel“ lautet, muss man sich halt fragen, was Heimat ist. Und dann kommen einem natürlich, wenn man die Frage eher subjektiv, also persönlich angeht, Menschen in den Sinn, die Heimatgefühle evozieren.

Im druckfrischen Jahrbuch für Bayerische Volkskunde habe ich dieser Tage einen Aufsatz des Marburger Ethnologie-Ordinarius Manfred Seifert gelesen. Das Heimatverständnis basiert, wie er feststellt, auf der „erlebten beziehungsweise erlebbaren Wirklichkeit der Subjekte“, oder anders gesagt: Heimat gibt es „im normalen Leben samt der alltäglichen Menschen, die, indem sie da leben und miteinander umgehen, eine Heimat entstehen lassen – oder eben nicht“.

Zu den Tögigern, die schon lange da waren, als wir kamen, und die bei mir Heimat entstehen ließen und bald Heimatgefühle auslösten, gehörte nebst Hofbauer Ernstl ein gewisser Gerhard Röder, Oberhaupt von Tögings größter Integrationsfabrik, dem Springerwirt, ebenso wie seine Frau, die unvergleichliche Integrationsfabrikantin Pina, geboren auf einer Insel im Mittelmeer, auf Sardinien. Zu diesen Menschen gehörten auch der einzigartige Herr Hinterberger aus einem Supermarkt an der Erhartinger Straße, der nicht zwei Euro und neun Cent verlangt, sondern zwei Euro Null neun. Und auch Salvatore lo Bello gehörte dazu, ein gebürtiger Sizilianer, dessen in Töging aufgewachsener Sohn Angelo seinem Fußballtrainer in der Halbzeitpause auf die Frage „Wie lang kannst Du noch spielen?“ immer genau das zur Antwort gab, was sein Vater Toto am Telefon zu sagen pflegt, wenn man eine Pizza bei ihm bestellt: „Zän Minute, Viertelstunde.“ All das und noch viel mehr, liebe Tögigerinnen und Tögiger, ist für mich Töging.

Meine Tochter Josephina hat mich auf ein Lied der Musikgruppe „Dicht und ergreifend“ gebracht, dessen Botschaft sie ziemlich pointiert findet. Das Lied heißt „Ned dahoam“. Im Kehrvers kommen die jungen bayerischen Musiker, die ihre Heimat in Berlin gefunden haben, zum Ergebnis: „Dahoam is bestimmt ned dahoam, sunsd hätt ja neamads wos woandas je verloan.“

An dieser Stelle schaue ich meinen Freund Imran an, der aus Pakistan stammt, so wie ich aus Kulbing stamme. Er kann auf nicht ganz so viele Jahre in Töging verweisen wie meine Familie und ich. Aber im Gegensatz zu mir hat er schon mal den Maibaum abgebaut. Imran ist ein Lokalpatriot ersten Ranges und gehört für mich zum Stadtbild. Wenn ich dienstlich auswärts unterwegs bin, lässt er mich per WhatsApp freudig wissen, wenn der FC Töging ein Tor geschossen hat. Und wenn die Gegner treffen, teilt er mir das auch mit – zähneknirschend allerdings, wie es sich für einen Tögiger gehört.

Von der Lieblingsband meiner Kinder, von der Flexibilität meines eigenen Heimatgefühls und von Imran lerne ich, dass Heimat eine Frage der individuellen Bereitschaft ist, sich daheim zu fühlen, in Sicherheit und Geborgenheit: Mit aufgeschlossenen Leuten, die wie Imran und der Garchinger Moseranderl ankommen, und mit aufgeschlossenen Menschen, die schon vor uns da waren.

Es gibt auch Menschen, die so etwas wie Heimat nicht brauchen, keine Frage. Manfred Seifert, der erwähnte Marburger Ethnologe, kommt zu dem Ergebnis, dass Heimat keineswegs eine anthropologische Grundkonstante ist. Da gibt es zum Beispiel die Menschen, denen sowieso alles wurscht ist, also ist ihnen auch einerlei, wo und mit wem sie leben. Seifert rechnet sie zum sozialen Prekariat. Und es gibt auf der anderen Seite das Weltbürgertum, das nicht sesshaft wird, weil es bald hier wohnt und bald dort, aber sich nicht bindet. Solche Kosmopoliten verschlägt es eher selten in Ortschaften, die 80 Kilometer von München entfernt sind.

Sollte Seifert recht haben, und davon gehen wir mal aus, dann können wir daraus ableiten: Wenn eine Stadt wie Töging für so viele Menschen dauerhaft Heimat ist, dann spricht das für diese Menschen und für diese Stadt. Dann kann dieses Gemeinwesen keine leere Hülle sein.

Dann haben sich diese Menschen ihren Wohnort so hergerichtet, dass er als Heimat herhält. Die Menschen haben sich gefunden – natürlich nicht jeder mit jedem und nicht alle mit allen, aber es waren genug da, dass sich die richtigen zusammenfinden oder zusammenraufen konnten – ob im Tischtennisverein oder bei den Kaninchenzüchtern, ob bei den Trachtlern oder bei den Modelleisenbahnern, ob im Kirchenchor oder beim Springerwirt.

Vor hundert Jahren war Töging noch ein sehr kleines Dorf, heute haben wir fast zehntausend Einwohner. Wenn die Leute gekommen sind und bleiben wollten, muss wohl auch eine gewisse Integrationsleistung zugrunde liegen.

Allen Populisten, die vor einer Überfremdung warnen, um mal einen ihrer harmloseren Kampfbegriffe zu zitieren, all diesen Populisten kann ich nur sagen: Schaut auf diese Stadt. Sie ist immer noch durch und durch bayerisch, auch wenn sie in den letzten hundert Jahren von unfassbar vielen Neuankömmlingen aus sehr weit entfernten Gegenden mit verschiedenen Sprachen und Sitten bevölkert wurden. Ein Wunder? Nein, kein Wunder!

Wenn wir Töging als soziales Labor betrachten würden, dann würden wir sehen, wie sich Menschen mit der Zeit gegenseitig integrieren können, ohne das zu beeinträchtigen, was da ist. Springerwirt und Isola Bella, Angerfranz und Hofbauererstl und Imran – das ist für mich ein Stück vom schönsten, vom weltoffensten Bayern.

Töging kann stolz sein, dass es für so viele Menschen zu dem gewachsen ist, was man getrost Heimat nennen darf.

Ich weiß zwar immer noch nicht, ob ich als Töginger gelte, aber Sie als Tögingerinnen und Töginger haben sich jetzt eine musikalische Darbietung verdient. Und mich dürstet. Musikanten, spielt's auf.

Bevor ich auf den Inhalt eingehe, will ich Ihnen berichten, wie das Buch entstanden ist. Es herrschte von Anfang an Harmonie.

Viel zu große Harmonie, muss man sagen. Sie müssen sich das so vorstellen, dass sich Josef Steinbichler, Stefan Grünfelder, Josef Wieninger und Rupert Ludwig Joachimbauer über Jahre hinweg an mindestens drei Abenden in der Woche trafen, um ihr Projekt voranzutreiben. Sie trafen sich und trafen sich und trafen sich. Es waren, wie ich herausfand, sehr vergnügliche Abende.

Irgendwann rief unser Bürgermeister bei mir an und fragte mich: Sag mal, Rudl, wie lang braucht man eigentlich für ein Heimatbuch? Ich sagte: Keine Ahnung, für meine Doktorarbeit habe ich ein gutes Jahr gebraucht. Darauf der Tobi: Rul, die arbeiten jetzt schon seit fünf Jahren an dem Stadtbuch, mindestens dreimal die Woche. Ich sagte: Uiuui.

Der Windhorst Tobi bat mich, nein vielmehr erteilte er mir den hochoffiziellen Auftrag: Du, schau doch mal bei denen vorbei, was die da überhaupt treiben.

Was soll ich sagen, ich wanzte mich ran, schlich mich ein und stellte fest, dass es sich um einen eingeschworenen Kreis von alten Spezln handelte, die sich Abend für Abend Geschichten von früher erzählten, fürchterlichen Spaß dabei hatten, Unmengen Wein konsumierten und sich gegenseitig bekochten. Am Ende, gegen 2 Uhr morgens, gingen sie immer auseinander mit der Frage, ob sie die Stadtgeschichte als Operette, als Comic, als Bildband, als Fortsetzungsroman im Alt-Neuöttinger Anzeiger oder als Theaterstück für den Trachtenverein verfassen sollen, der Wienerer Sepp wollte ein Eisenbahn-Musical daraus machen, ihm schwebte eine Freiluft-Aufführung vor, im Stadtpark, damit dieser belebt werde. Diese Frage vertagten sie jahrelang auf den immer nächsten Abend mit der Devise: Darüber reden wir morgen weiter, gell.

So gesehen ist es ein Verdienst von Tobi, dass das Buch erschienen ist. Danke, Tobi, Applaus für unseren Bürgermeister, meine Damen und Herren!

Ich muss gestehen, ganz so lustig war es dann doch nicht. Denn so wäre es ja nie was geworden. Wir waren uns einig, dass dieses Stadtbuch gewissen geschichtswissenschaftlichen Ansprüchen genügen muss. Und zu einer solchen Arbeit gehört eben auch eine gewisse Professionalität -- -- und zur Professionalität wiederum gehört gerade bei den Historikern die A u s e i n a n d e r s e t z u n g.

Geschichte ist nicht einfach Geschichte! Sie lässt sich aus verschiedensten Blickwinkeln betrachten und mit unterschiedlichsten Schärfen. Wie nah hole ich eine Zeit mit meinem Historikerfernglas heran, wie genau zoomte ich auf Details, welchen Quellen vertraue ich mehr, welche muss ich kritischer betrachten? Mit solchen Fragen fängt historische Arbeit an. Mit der Beurteilung von einzelnen Ereignissen geht es weiter. So gesehen war die Arbeit an diesem Projekt höchst professionell. Es wurde viel gestritten, und das war gut so. Chapeau, meine Herren!

Selbstverständlich werde ich mich über die Genese in Diskretion üben. Doch um Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, die Professionalität anschaulich zu machen, mit der die Redakteure an die Arbeit gingen, greife ich ein Beispiel heraus und mache es mit größtem Respekt publik. Es hat mich von Anfang an von einem niveauvollen Gelingen dieses Stadtbuchs überzeugt. Wir hatten eine Sitzung, und plötzlich ging es um die Bajuwaren.

Stefan Grünfelder und Josef Steinbichler lieferten sich eine Kontroverse, was es mit diesem frühmittelalterlichen Völklein auf sich hatte und woher es kam. Der eine verfocht die sogenannte Sauhaufen-Theorie, wonach sich eine spätrömische Kernbevölkerung mit großen Migrantenscharen aus Zentralasien, Osteuropa und dem Norden Deutschlands zu einem bajuwarischen Stamm formierte, der andere vertrat, wenn ich mich recht erinnere, die These, die Bajuwaren seien aus Böhmen gekommen.

Leider kann unser Buch letztendlich keine endgültige Antwort darauf geben. Doch mir war angesichts dieses Töginger Historikerstreits, den ich erleben durfte, bewusst, welche ernsthafte Arbeit zu erwarten war. Ein Sauhaufen wart Ihr Bajuwaren, lieber Sepp, lieber Stefan, ganz sicher nicht!

Mit Josef Steinbichler und Stefan Grünfelder habe ich jetzt auch die beiden Männer herausgehoben, die sich um dieses Projekt besonders verdient gemacht haben. Steinbichler ist für seine Expertise nicht nur bekannt, sondern auch gefürchtet bei denen, die seinem wissenschaftlichen Anspruch nicht gerecht werden. Er gewährt großzügig Teilhabe an seinem Wissen, seine Vorträge beim Heimatbund haben mein persönliches Töginger Heimatgefühl fundamental unterfüttert. Seine Expertise ist nicht nur bekannt und gefürchtet, sondern verehrungswürdig. Mit seiner Akkuratess und seinem Forschergeist hätte Josef Steinbichler in meinen Augen jeden Preis verdient, der einem Heimatforscher in Bayern zuteilwerden kann.

Stefan Grünfelder hat dieses Geschichtsbuch mit seinem Fleiß vervollkommenet, auf der Basis eigener Recherchen hat er viele lesenswerte Beiträge verfasst und mit seiner Beharrlichkeit hat er das Buch über die Ziellinie gebracht. Sie sehen selbst, wie viel er geschrieben hat und sie alle kennen ihn, sie kennen vielleicht auch sein „----“, mit dem er Bedenken vorzubringen pflegt.

Sie können sich aber überhaupt keine Vorstellung von der Arbeit machen, ein üppig illustriertes Buch wie dieses zur Imprimatur zu bringen. Man braucht die Kondition eines Ausdauerathleten. Stefan Grünfelder hat sie.

Sepp Wieneringer hat ihn nicht erst beim Finalisieren der Drucklegung nach Kräften unterstützt, auch Rupert Ludwig Joachimbauer hat mit seinen Anmerkungen für Motivation gesorgt und bis zum Ende wichtige Hinweise gegeben, nicht zuletzt zum Urheberrecht bei den Fotos.

Sagen wir mal so, hätte einer von diesen vier Männern gefehlt, wäre das Stadtbuch immer noch und wahrscheinlich bis zum Sanktimmerleinstag in Arbeit. Bitte applaudieren Sie diesem Quartett!

Müsste ich als Historiker eine Rezension über dieses Buch verfassen, würde sie durchwegs positiv ausfallen. Das Stadtbuch gibt einen soliden Überblick über die Geschichte von Töging. Freilich hätte dieses oder jenes Kapitel wesentlich ausführlicher erzählt werden können.

Und wenn eine der nächsten Generationen sich an ein solches Geschichtsprojekt wagt, wird das Buch vielleicht viermal so dick. Es gibt zweifellos noch eine Menge zu erforschen. Die Archäologie findet vielleicht noch Hinweise auf die Bajuwaren, und in den Archiven ist bestimmt noch jede Menge über die Zeit des Nationalsozialismus in Töging zu erfahren. [Extemporiert: AWO-Lerchen, Zeitzeugenberichte von Frau Heinrich als Basis für spätere Studien] Außerdem können die Kulturwissenschaftler untersuchen, warum sich ausgerechnet Flachland-Bewohner zu einem Gebirgserhaltungs-Trachtenverein zusammenschließen. Und wer weiß, vielleicht finden Stadtentwicklungshistoriker in hundert Jahren am Beispiel Töging heraus, wie und warum das Zusammenleben in einem sprunghaft expandierenden Ort des 20. Jahrhunderts funktionierte und wie wichtig der Springerwirt dabei war und der Heimatbund.

Wer auch immer sich heute mit Töging beschäftigt oder sich später einmal damit beschäftigen wird: Dieses Heimatbuch wird eine hervorragende Grundlage sein. Es ist wesentlich mehr als ein 180 Seiten langer Wikipedia-Eintrag, denn es stellt ganz andere Fragen als jemals in das Schema eines Online-Lexikons passen würden.

Exemplarisch führe ich einen der vielen Beiträge von Stefan Grünfelder an. Einmal widmet er sich der Mundart des, wie er sagt, Homo Toeginiensis. Für Neu-Töginger ist das eine wichtige Orientierung, man weiß, wo man steht, wenn man auf Äding obe und auf Muidorf aufe fährt. Aber eins, lieber Stefan, müssten wir vielleicht noch klären: Was und wie sage es meiner Frau, wenn ich von daheim aus zum Springerwirt gehe?

Auch deine Studie über die Frage, warum wir zu Altötting gehören und nicht zu Mühldorf, obwohl wir die Mühldorfer Telefonvorwahl haben, auch darüber wird man nur im Töginger Stadtbuch lesen können und nirgendwo sonst. Stefan Grünfelder hat herausgearbeitet, dass Töging eine Stadt mit fünf katholischen Pfarreien ist. Das wird selbst manchen Urbewohnern dieser Stadt ein überraschtes „Da schau her“ entlocken.

Über die Texte von Josef Steinbichler muss man nicht mehr viel sagen. Sie fußen auf jahrzehntelanger intensiver Beschäftigung mit der Heimatgeschichte. Josef Steinbichlers Texte haben das Töginger Stadtblatt für mich zu einer Pflichtlektüre gemacht, die man Monat für Monat freudig – und gespannt auf den neuen Steinbichler – aus dem Briefkasten holt. Was wäre auch dieses Stadtbuch ohne Josef Steinbichlers profundes Wissen?

Zu einigen Geschichten war wiederum so viel zu sagen, dass sechs- bis achthändige Werke entstanden sind, verfasst von drei oder vier Autoren mit jeweils zwei Händen. Unser Beitrag über die Geteilte Stadt ist so ein Beispiel. Die Geschichte von Töging ist ja kein jahrzehntelanger Kindergeburtstag, bei dem immer alle Bürger dieser Stadt in größter Eintracht schwelgten und schunkelten.

Ein Heimatbuch darf diese schwierigen Seiten und Zeiten der Stadtentwicklung nicht verschweigen! Es gab ein Drinnen und ein Draußen, den Ort und die Siedlung. Töging hatte zwei Feuerwehren und zwei Siedlervereine. Und drei Kleintierzuchtvereine! Es war eine g e s p a l t e n e K o m m u n e – das ist eigentlich ein Widerspruch in sich, wenn man auf die Wurzeln des Wortes Kommune schaut, die praktisch die pure Gemeinsamkeit bezeichnet hat.

Umso faszinierender ist es, was aus diesen zwei Teilen von Töging geworden ist. Die Siedlung und der Ort sind zusammengewachsen. Wir haben hier in Töging vor der Mehrzweckhalle eine schöne Skulptur, die Rupert Ludwig Joachimbauer für das Buch mit seiner Kamera schön ins Licht gesetzt hat: das umschlungene Paar. Es kopuliert nicht, es tanzt auch nicht, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. Es mag und schätzt sich einfach.

Diese Töginger Trennung und dieses Töginger Zusammenwachsen sind noch heute zu sehen. Die katholischen Pfarreien St. Josef und St. Johann Baptist werden auch gerade verschmolzen – wenngleich ohne einen echten Töginger Pfarrer. Die Protestanten haben nur eine Kirche, aber sie haben einen richtigen Töginger Pfarrer.

Töging als Gesamtheit an Individuen hat in den vergangenen hundert Jahren mehr durchgemacht, gelitten, bewältigt, vielleicht auch verbockt, aber sicher auch gemeistert als manch andere Kommune in tausend Jahren.

Heimat im Wandel – auf diesen Untertitel könnt Ihr Heimatbundler stolz sein, er bringt es auf den Punkt. Es gibt sehr wenige Städte in Bayern, die auf einen solchen Wandel innerhalb so einer kurzen Zeit von gerade mal hundert Jahren verweisen können. Töging ist anders. Es ist nicht besser oder innovativer, es ist nicht schneller oder herzlicher als andere Städte. Es geht ja nicht um Werbeparolen.

Aber wenn man auf die Geschichte blickt, die dieses Stadt- und Heimatbuch übermittelt, dann ist Töging schon ziemlich besonders. Arbeitet daran, dass es besonders bleibt, liebe Tögingerinnen und Töginger. Und wenn Ihr dabei stockt und nicht weiterwisst, findet Ihr vielleicht eine Lösung in Eurer Geschichte – und in diesem Buch. Ich habe in Töging im Angerfranz aus Karlsbad, im Hofbauerernst und im Gerhard Röder aus Töging, in der Pina vom Springerwirt aus Sardinien Vorbilder gefunden, die genau die Botschaft aufzeigen, die diese Stadt vermittelt.

Diese Botschaft lautet: Bleibt offen!

Dr. Rudolf Neumaier